



Kunstagebuch
Laura Ewert

Vorsicht, Smalltalk! Eine Frage wie eine Abrissbirne

Ich bewundere Menschen, die Smalltalk können. Die ihre Ego-Zentriertheit verstecken können hinter interessiert klingenden Fragen an das Gegenüber. Die ganz einfach so Sätze sagen wie: „Was war die schönste Reise deines Lebens?“, „Was ist dein größter Traum?“, „Was ist für dich der Sinn des Lebens?“.

Die Gefragten fangen dann nämlich an, über ihr Leben nachzudenken, es durchzublättern wie ein Buch, in dem die Seiten sich schon etwas samtig anfühlen. Das mögen Menschen. Letztens haben wir auf einer Eröffnung mit einer Malerin gesprochen. Sie erzählte von ihrem Leben in Italien, wie schön es ist, dass Italiener das Leben so mögen. Ich sagte dann einen meiner wiederkehrenden Smalltalk-Sätze, wie sehr ich es liebe, dass Italiener ständig und immer über Essen reden. Und wie sie das tun. Die Malerin zeigte ihre Gemälde auf dem Handy. Das Gespräch stockte langsam ein wenig und meine Freundin sagte diesen Satz: „Wer ist dein Lieblingsmaler?“ Meine Freundin sagte ihn auf Englisch. Es konnten also alle Geschlechter gemeint sein. Und ich dachte: Mein lieber Scholli. Das ist aber eine Frage wie eine Abrissbirne!

Die Malerin parlierte zunächst ganz gekonnt. Es gebe ja so viele tolle Malerinnen. Etwas Passenderes konnte man nicht sagen und ich fühlte die Erleichterung ob ihrer Antwort meinem angestregten Nachdenken weichen. Was würde ich sagen? Das war jetzt egal. Denn dann sagte die Künstlerin noch einen Satz. Rangeklebt an das „viele tolle Malerinnen“: „Aber am besten finde ich Yayoi Kusama.“ Kusama, Sie wissen, die Frau mit den Punkten, die erst von allen Museumshops der Welt, dann von Louis Vuitton geschändet wurde. Das Gespräch war tot. Beendet. Ich guckte auf den Boden, meine Begleitung grinste breit, aber leer. Wir drehten uns um. Schnell aufs Klo. Schnell an die Bar. Ciao.

Dieser Abend hat mich gelehrt, dass es wirklich ratsam ist, auf die Frage nach dem Lieblingskünstler eine Antwort zu finden, die nicht dem größten und kommerziell ausgeschlachteten Namen entspricht. Es muss keine Frau sein, nein, man darf immer noch männliche Künstler gut finden. Mark Rothko bietet sich natürlich an, über den läuft gerade eine sehr gute Dokumentation auf Arte. Edward Munch finden gerade alle toll, weil er in der Berlinischen Galerie hängt. Oder Adam Gordon wegen seines Umgangs mit Licht, der auf einem Bild in einer Gruppenausstellung im Berliner House zu sehen ist.

Und weil ich mich nicht entscheiden kann, würde ich dazu tendieren, unterschiedliche Namen zu nennen. Dieser Tage zum Beispiel würde ich Jana Euler sagen. Die Malerin, geboren 1982, wohl in Brüssel lebend, hat gerade eine Ausstellung in der Berliner Galerie Neu. Jana Euler malt Biergläser, Steckdosen, Kamele, Haie, Fliegen, Ed Sheeran. Das erste Mal begegnete sie mir in den Berliner Kunstwerken, mit einem großen Bild eines Handrührgeräts. Alles ganz nah dran. Alles groß. Als würde man zu ihrem Gemalten werden. Alles hat einen leichten Humor. Etwas Absurdes. Aber bei größtmöglicher Zurechnungsnahme der Welt.

In der Galerie Neu hat sie für ihre Ausstellung *Das Investment*, die noch bis zum 2. Dezember läuft, eine Milchkuh gemalt. Eine Kaffeemaschine. Zwei Kaffeebohnen. Ganz groß, ganz fein strukturiert. Einfach zwei verdammte Kaffeebohnen. Im Großformat. So ein toller Quatsch. Es soll jedenfalls auch um die weltweite Ausbeutung durch Kaffeekonsum gehen. Fragen nach Handelswegen. Wie alles mit allem zusammenhängt, auch durch Kaffee, darüber lässt sich hier gut nachdenken.

Wenn mich jemand mal in einer Smalltalksituation fragt, was meine Lieblingsdroge sei, man weiß ja nie, dann habe ich also ganz sicher meine Antwort.

Es ist Kaffee. Von Jana Euler.



Bis es zur „Hundekot-Attacke“ kommt, ist das Stück ein Feuerwerk der Pointen

FOTO: JOACHIM BETTE

Premiere: ausverkauft

Bühne I Das Theaterhaus Jena bringt mit „Die Hundekot-Attacke“ den Skandal des Jahres auf die Bühne. Ein Abend wie der Trick eines guten Magiers: Was war echt, was fake?

von Anna Hoffmeister

Sie haben es geschafft: Alle schreiben über sie. Selten haben so viele Medienhäuser gleichzeitig vorab über eine Aufführung berichtet. Plötzlich schauen alle auf Thüringen. „Die Hundekot-Attacke“ als Theaterstück: Premiere ausverkauft“ titelte ein Onlinemedium. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt. Ist das noch Journalismus? Oder schon Public Relations? Clickbaiting? Egal. Wenn es um Kot geht, geht es rund. Da wird geklickt, geglottzt und gegiggelt. Und das wissen Regisseur Walter Bart und das Ensemble von *Die Hundekot-Attacke* am Theaterhaus Jena.

Es war einer der Skandale des Jahres in der Kunst- und Kulturbranche: der Angriff des ehemaligen Ballettdirektors des Staatsballetts Hannover Marco Goecke auf die FAZ-Journalistin Wiebke Hüster. Am Rande einer Premiere schmerte er, bekannt für das Mitschleppen seines alten Dackels, der Kritikerin den gesammelten Kot seines Vierbeiners ins Gesicht. Er habe

damit auf eine Rezension der Kritikerin über eines seiner Stücke reagieren wollen. Das Ergebnis: Hüster stellte Strafanzeige. Und Goecke? Wurde vom Dienst suspendiert. Das hielt ihn allerdings nicht davon ab, in der Presse mehrfach lang und breit zu erklären, wer oder was ihn zu der Tat führte.

Glänzende Vorlage für ein Theaterstück, das größtmögliche Aufmerksamkeit bekommt! Oder nicht? Die Premiere von *Die Hundekot-Attacke* im Theaterhaus Jena ist jedenfalls ausverkauft, und nicht nur das: Zahlreiche Kritiker sind angegeistert, haben sogar ausgeschilderte Plätze mit Reservierungen erhalten. Doch wer von denen erwartet hatte, heute Abend würden die Tat und die Umstände der Kacke-Attacke gemimt, der irrt. Denn auf der Bühne zu sehen ist zunächst einmal ein Ensemble, das sich selbst spielt. Bis heute haben sie kein richtiges Stück auf die Beine gestellt, sondern einfach viel diskutiert. Zeugnis dessen sind die zahlreichen E-Mails, die sie dem Publikum für die nächste Stunde vortragen werden.

Im Stile eines fiktionalen Dokumentartheaters sitzen Leon Pfannenmüller, Henrike Commichau, Anna K. Seidel, Pina Bergemann, Nikita Buldyrski und Linde Dercon also dort vorne nebeneinander auf ihren Stühlen vor dem Mikrofon – und beharken sich. Fünf Jahre habe man gute Stücke gemacht, sagt Nikita, nach Jena gekommen ist trotzdem niemand. Ein Stück über die Hundekot-Attacke soll das nun ändern? Nicht alle aus dem Ensemble lassen sich von der Idee sofort überzeugen: Nikita will lieber ein regionales Thema auf die Bühne bringen und Anna hält den ganzen Vorfall schlicht für einen „misogynen Angriff, der vor Gericht“, aber nicht auf die Bühne gehört. Doch sie haben die Rechnung ohne Leon gemacht. Der hat sich schon so sehr ins Thema eingearbeitet, dass er nicht mehr loskommt. Große philosophische Themen möchte er anhand des Falls verhandeln. Es soll nicht nur um das Verhältnis von Kunst und Kritik gehen, o nein! Für Leon ist die Attacke eine Frage der Gewalt – nicht nur seitens des Künstlers.

Schnell werden die Sichtweisen der einzelnen Ensemblemitglieder auf „den Choreografen“ und „die Kritikerin“ deutlich. Es geht um Frauenhass, Vorstellungen von Männlichkeit und das Prinzip der Täter-Opfer-Umkehr, aber auch darum, welche alternativen Ausgänge die Attacke hätte haben können. Wäre es im Angesicht des Schmerzes über die schlechte Kritik nicht ein ausdrucksstärkeres Zeichen gewesen, sich die Scheiße selbst ins Gesicht zu schmieren? Träumen kann man ja mal. Aber auch die Eigenheiten der Kulturbranche, fragwürdige Jurys und Preise, prekäre finanzielle Verhältnisse oder die Kultur-

Fünf Jahre ist niemand nach Jena gekommen und der Kot soll das ändern?

kritik werden mal bissig, mal verständnisvoll kommentiert. Zusehends entfalten sich aber auch die Unzulänglichkeiten der Egos auf der Bühne und entlarven damit die eigene Verstrickung in die Umstände, die sie zu kritisieren versuchen: Als Pina ein attraktives Konkurrenzangebot bekommt, wird schnell klar, dass sie dem Geld und dem Ruhm solidarischer gegenübersteht als der Gruppe. Henrike hingegen offenbart plötzlich ihre Faszination für den Choreografen und scheint bald gar nicht mehr so kritisch eingestellt.

Freiwillig oder unfreiwillig entbehrt die Gruppe dabei nicht einiger Ironie, beispielsweise, wenn Leon dem Ensemble zum gefühlten hundertsten Mal sein Leid über die gemeinen Kritiken der Vergangenheit klagt. Wie soll er jemals wieder auf die Bühne gehen, ohne an die mahnenden Worte zu denken? Er kommt einfach nicht darüber hinweg.

Die Hundekot-Attacke ist im Grunde ein langes Wortgefecht, das immer wieder neue Fragen an das Verhältnis von Kunst und Kritik aufwirft, niemals aber urteilt oder den Zeigefinger erhebt. Das Stück ist aber auch ein Feuerwerk der Pointen, die ironischerweise von den männlich gelesenen Darstellern Nikita Buldyrski und Leon Pfannenmüller getragen werden, weil sie mit so überzeugender stereotyper Inbrunst ihren Stiefel durchziehen. Erfrischend offen und ohne Hemmung werden schließlich auch die „Schattenseiten der Industrie“ von Nikita Buldyrski berappt. Und am Ende gibt es sie dann doch noch, die Performance der Hundekot-Attacke.

Was war echt? Was war fake? Völlig egal. Nach dem Besuch dieses Stücks hat man den Eindruck, dem Trick eines guten Magiers beigewohnt zu haben: Man ist beeindruckt von der Täuschung. Und zweifelt an der Realität.

Die Hundekot-Attacke Text: Ensemble, Regie: Walter Bart Theaterhaus Jena

Postkoloniale Horrorshow

Bühne II Am Deutschen Theater Berlin tritt Heiner Müllers „Der Auftrag“ in einen Dialog mit Elemawusi Agbédjidjis „Psyche 17“

von Anja Thiele

Was hat Heiner Müller mit Hallo-ween zu tun? An diesem Premierenabend von Müllers *Auftrag* im Deutschen Theater Berlin eine ganze Menge. Regisseur Jan-Christoph Gockel inszeniert Müllers Abgesang auf die revolutionäre Utopie von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ als tragikomische Horrorshow, in der allerlei Gespenster der Geschichte ihr Unwesen treiben.

Im Zentrum der textnahen Inszenierung stehen die drei französischen Revolutionäre Debuison, Galloudec und Sasportas, die im Zuge der Revolution von 1789 in die britische Kolonie Jamaika entsandt werden,

um dort einen Sklavenaufstand anzuzetteln. Doch der Auftrag der drei ungleichen Emissäre scheitert – während sich in Frankreich Napoleon zum Kaiser krönt, verrät Debuison, Sohn eines Sklavenhalters, seine beiden Mitstreiter, die einst ein Sklave und ein Bauer waren. „Die Welt wird, was sie war, eine Heimat für Herren und Sklaven“, heißt es bei Müller.

Die Inszenierung lebt von ihrer grandiosen, alpträumartigen Bildsprache und einer verdichteten Bühnencollage (Bühne: Julia Kurzweg). Im Stil eines Gruselkabinetts werden vielfache Assoziationen an die (kolonial-)Verbrechen im Namen der Aufklärung aufgerufen: Auf der mit roter Erde bedeckten Drehbühne rotieren unablässig ein Geländewagen und ein blutrot „Theater der Revolution“, auf einem gespenstischen Schatten werfenden Gazevorhang im Vordergrund werden abwechselnd Bilder des anticolonialen Widerstands und Videoaufnahmen des Bühnengeschehens projiziert. Dazu spielt der blutverschmierte Engel der Verzweigung aus dem Müller'schen Figure-

narsenal *The End* von den Doors auf der E-Gitarre. All das taucht die Szenerie in eine apokalyptische Atmosphäre, die die Schattenseiten des europäischen Werteexports hervorhebt.

Neben dem gut aufgelegten Ensemble bevölkern als heimliche Hauptdarsteller des Abends auch vier knochige Skelette in weißen Ganzkörperanzügen und riesigen Totenkopfmasken des Künstlers Claude Bwendua die Bühne. Sie lassen an außereuropäische Totenkulte denken, aber auch an Müllers Revolutionsskepsis: Der Tod ist die Maske der Revolution. In ihrer plastischen Körperlichkeit stehen sie nicht zuletzt für die überkommenen Ideen des „weißen Mannes“, die als „lebende Tote“ noch immer unter uns wandeln: für Eurozentrismus, (Post-)Kolonialismus und Rassismus.

An diese Deutung knüpft auch der zweite Teil des Abends an: Nach der Pause setzt Gockel das 1980 uraufgeführte Stück in den Dialog mit einem zeitgenössischen Kommentar des togoischen Dramatikers Elemawusi Agbédjidji aus dem Jahr 2023. In einer

Art Horrortrip durchquert eine schwarze Frau im Fahrstuhl – in Anspielung auf Müllers Hörspiel *Der Mann im Fahrstuhl* – Raum, Zeit und Hierarchien. Die wechselnd ein- und aussteigenden Gestalten führen in *Psyche 17* slapstickartig das aktuelle postkolonial-paternalistische Sendungsbewusstsein des Westens ad absurdum. Das ist streckenweise erhellend und komisch. Allerdings wirken die Bilder im Vergleich zur aufwendigen Inszenierung des *Auftrags* seltsam platt – etwa, wenn sich ein französischer Adelige sprichwörtlich an den zuvor gierig verschlungenen Kolonialwaren auf den Bühnenboden des DT erbricht. Dramaturgisch scheint hier die Luft ausgegangen zu sein. Das ist schade, denn die Idee, Müllers nach wie vor brandaktuellen Text mit zeitgenössischer afrikanischer Dramatik in Bezug und Dialog zu setzen, überzeugt allemal.

Der Auftrag / Psyche 17 Text: Heiner Müller, Elemawusi Agbédjidji, Regie: Jan-Christoph Gockel Deutsches Theater Berlin